

Sie wirbelt das Denken auf

– Zwischen Moabit und Mischhackwitz: Die eigenwillige Dichterin Monika Rinck erhält in diesem Herbst den *Kleist-Preis*. –

Viele Schriftsteller wohnen in Berlin. In Mitte, Prenzlauer Berg oder, die älteren Semester, in Friedenau. In Moabit wohnen sie eher nicht. Monika Rinck dürfte die einzige *Kleist-Preisträgerin* sein, die in diesem Kiez nordwestlich des Hauptbahnhofs zu Hause ist, seit 25 Jahren bereits, abgesehen von einem kurzen Aufenthalt im Wedding und, der einzige Glamourpunkt in dieser Wohnbiografie, in New Haven/Connecticut an der Yale University. Geboren wurde sie 1969 in Zweibrücken in der Westpfalz, kurz ging sie zum Studium nach Bochum, landete dann zum Wintersemester 1990/91 in der späteren Hauptstadt, gemeinsam mit ihrem Bruder, der auch heute als Bildhauer hier lebt.

Zwar habe Moabit inzwischen angefangen, sich zu verändern, sagt Monika Rinck, nachdem sie ihre Umhängetasche, an der ein schwarzer Fuchsschwanz baumelt, beiseitegestellt hat, aber gerade die Ecke Alt-Moabit/Kirchstraße ist noch weitgehend verschont geblieben von Designer-Boutiquen und schnecken Cocktailbars. Stattdessen die herkömmliche Abfolge von Fahrschule, Änderungsschneiderei, Blumenladen, außerdem eine iPhone-Klinik und anderes Kleingewerbe. Selbst die Automatenkasinos, so die Dichterin, würden in dieser Gegend entgegen allen Erwartungen nicht aussterben. Das idyllische Gartencafé hinter der Kirche Sankt Johannis, in dem wir uns treffen wollen, öffnet leider erst um 15 Uhr. Nicht zuletzt an ausreichend Publikum für gepflegten Mittagstisch scheint noch Mangel zu herrschen. Auf der Bücherbank vor der Kirche liegen, als wollten sie das krause Miteinander in dieser Ecke Berlins widerspiegeln, stapelweise Indiana Jones-Bände neben einer alten Nietzsche-Gesamtausgabe.

Sie habe manchmal das Gefühl, in einem Kinderbuch zu wohnen, sagt Monika Rinck, während wir ein anderes Café suchen. In ihrer Straße kenne sie jeden, und dem Dieter, der immer grüßend und rauchend auf der Bank gesessen habe, hätten die Nachbarn, als er starb, einen Gedenkstein errichtet.

Vielleicht, so denkt man, braucht es eine solche äußere Beschaulichkeit, um Gedichte zu schreiben, wie Monika Rinck es tut, Gedichte, in denen nichts gesichert ist, in dem das Denken vielmehr Achterbahn oder besser, wie es in *mein denken aus dem Band zum fernbleiben der umarmung* von 2007 heißt, in dem es Hoovercraft fährt:

*ich hab heut mittag mein denken gesehen,
es war eine abgeweidete wiese mit buckeln.
wobei,
es könnten auch ausläufer bemooster
bergketten sein,
jener grünfilzige teppich, den rentiere fressen.
nein, einfach eine rege sich wölbende
landschaft jenseits
der baumgrenze, und sie war definitiv
geschoren.
die gedanken gingen leicht schwindelnd darüber
wie sichtbar gemachte luftströme, nein,*

*eigentlich vielmehr
wie eine flotte immaterieller hoovercrafts.
sie nutzen
die buckel als schanze.*

Monika Rinck hat Geschichte, Religionswissenschaft und Vergleichende Literaturwissenschaft studiert, und bis heute ist sie ein theorie- und gedankenhungriger Mensch geblieben. Von Roland Barthes springt sie im Gespräch zu Kierkegaard, um gleich darauf einen Satz zu zitieren, den Judith Butler irgendwo in diesem Buch geschrieben habe – „Na, wie hieß es noch? Egal!“ Ihr wichtigster Lehrer aber sei kein toter Philosoph und auch kein Großdenker der Gegenwart, ihr wichtigster Lehrer sei der Religionswissenschaftler Lorenz Wilkens gewesen – weil er in seinen Seminaren noch den abwegigsten Einfall habe gelten und aufnehmen oder auch einfach habe stehen lassen können, ohne ihn zwanghaft mit anderen Gedanken zu versöhnen.

Auch in Rincks Gedichten stehen immer wieder scheinbar disparate Dinge nebeneinander, die „Datenlage“ verkehrt sich da in eine „Gartentrage“, und zum Sellerie wird „Schnitzler“ serviert. Gesicherte Erkenntnisse haben in Rincks Werk keinen Platz. Im Gegenteil, die Welt vermeintlicher Gewissheiten wird hier skeptisch beäugt:

*Inzwischen wissen wir allerdings, dass weder das Weib noch der Mann
einen Penis besitzen. Kalifornischen Wissenschaftlern sei Dank.*

Es ist nicht die Aufgabe des Gedichts, Erkenntnisse zu liefern. Der sich im Fernsehen oder auch in Zeitungen mitunter zur Manie auswachsende Trieb, für alles möglichst schnell möglichst handhabbare Erklärungen zu finden, steht dem Impetus der Dichtung diametral entgegen: Das Gedicht will infrage stellen, will das Denken aufwirbeln und die Wahrnehmung erweitern. Nicht in einem beunruhigenden oder aufrührerischen, sondern in einem an- oder gar erregenden Sinn.

Wie aber denkt man wagemutig? Indem man sich überfordert, sagt Monika Rinck und erzählt von vier-, fünfstündigen poetologischen Diskussionen an der Universität für angewandte Kunst in Wien, bei denen irgendwann der Kopf zu explodieren droht, Diskussionen, die so intensiv geführt werden, dass am Ende eben der Stecker rausfliegt und keiner mehr weiß, worum es eigentlich geht. Auf jeden Fall nicht um sogenannte Ergebnisse. Darin liegt eben auch das Risiko für den Dichter. Einerseits, so Rinck, gebe es die „Freiheit des Privatsprachlichen“, die schöpferisch wirken könne. Aber der Weg zur Isolation sei von dort nicht weit. Schnell könne man verbittern oder zum „U-Bahn-Murmeler“ werden, zu einem jener Menschen, die im öffentlichen Raum wirres Zeug vor sich hin brabbeln. Oder man steht vor einem Publikum und merkt mit einem Mal, wie mies das Gedicht ist, das man gerade vorträgt. Wie ein Idiot komme man sich da manchmal vor.

Und so heißt Monika Rincks aktuelles Buch auch *Risiko und Idiotie*. Der Untertitel dieses Langessays lautet „Streitschriften“. Nach ihrem letzten, mit dem *Peter-Huchel-Preis* ausgezeichneten Gedichtband *Honigprotokolle* (2012) habe sie erst einmal keine Gedichte mehr schreiben können. Sie hätten geklungen wie eben jene 66 Gedichte, die fast alle mit der Formel „Hört ihr das, so höhnen Honigprotokolle“ einsetzen. Wobei der Hohn – und auch das Ich – bereits im Wort Honig drinstecke. Das „Protokoll“ wiederum, in dem das griechische Wort für Leim enthalten sei, verfüge über die Haftqualität des Honigs: Man habe es einst, als Inhaltsverzeichnis, in den Einband des fertig gebundenen Folianten geklebt.

„Menschen. Werden. Hängen. Bleiben.“ Mit den Händen formt Monika Rinck einige Spuren nach, die durch ihr Honiggebiet führen, ruft unterschiedliche semantische Komplexe auf, die sich mit ihm verbinden, den Umstand auch, dass der Honig im Mund eben noch süß, im Magen schon sauer sein könne. Auf solche Kippmomente muss man in ihrer Dichtung immer gefasst sein, auf Gedankensprünge ebenso wie auf den Wechsel der Stimmlage: Vom hohen Ton zum höhnischen ist es nicht weit. Ernst und Melancholie stehen gleich neben Witz und Albernheit.

Monika Rincks Talent zur Albernheit kann man auch in dem kleinen Band *Hasenhass* (*Peter Engstler Verlag*, 2014) bewundern. Da tut dem Pfau etwas weh, ohne dass er dadurch gleich zum Volkswagen wird. Auch werden „Unklarheiten bei der Vorbereitung des Mischhackwitzes“ keineswegs beseitigt. Hier mag mancher an die Bildgeschichten eines Max Goldt denken, der ja vor einigen Jahren ebenfalls mit dem *Kleist-Preis* ausgezeichnet wurde, eine Ehre, die nun 2015 auch Monika Rinck widerfährt, eine sehr schöne, aber auch sehr unerwartete Überraschung.

Wobei ihr Bezug zu Kleist wohl deutlich intensiver ist als der von Max Goldt. Sie hat sogar gemeinsam mit Orsolya Kalász ein Stück des Ungarn István Tasnádi übersetzt, „Staatsfeind Kohlhaas“, das die Kohlhaas-Geschichte aus der Perspektive seiner Pferde erzählt, eine Perspektive, die Rinck fraglos gefallen haben muss, denn die überraschenden Blickwinkel wie die Lust am Absonderlichen sind auch Kennzeichen ihrer Arbeit. Leidenschaftlich sammelt sie seit über zwanzig Jahren seltsame Wörter: Fehlschreibungen, Verhörer, verunglückte Formulierungen. Über dreitausend dieser Wörter enthält ihre Sammlung bereits. Die ersten tausend erschienen unter dem Titel *Begriffsstudio 2001* und sind seit Langem vergriffen. Unter begriffsstudio.de aber hat sie immer weitergesammelt. Einige der jüngsten Einträge lauten: „Filzpanne mit Pantoffel-Curée“, „des Juniorprofessors erster Reim“, „Mein jaulender Haaransatz“.

Gewährsmänner für Rincks Arbeit sind nicht Goethe und Schiller, sondern Lawrence Sterne und Jean Paul, vor allem Letzterer begeisterte sie immer noch so, dass sie sich zwingen müsse, ihn nicht unaufhörlich zu lesen. Aber auch Peter Huchel liege ihr, fänden doch seine Gedichte häufig zu einer „komplexen Ruhe“, die ihr zuweilen als Ideal erscheine, vielleicht auch, weil sie derzeit so abgehetzt sei – zu viele Auftragsarbeiten –, und schließlich hat sie nebenbei, und das ist wohl ein weiteres Alleinstellungsmerkmal unter den *Kleist-Preisträgern*, noch einen Brotberuf beim *Info-Radio* des RBB, wo sie in der Onlineredaktion arbeitet.

Ob sie sich für den Weg zum Sender diesen alten Jaguar gekauft hat, von dem man hört? Nein, der sei eher etwas wie ein Pferd, das man nur am Sonntag ausreite und nicht im Berufsverkehr auf dem Kaiserdamm. Und so handelt es sich bei dem schwarzen Fuchsschwanz, der an ihrer Tasche flattert, als sie mit dem Rad davonfährt ins nachmittägliche Moabit, vielleicht eher um einen kurzen, womöglich Kleistschen Pferdeschwanz.

Tobias Lehmkuhl, Die Zeit, 26.7.2015